

Albrecht Greule, Regensburg

Die liturgischen Text- und Redesorten^{*}

1. Sprachwissenschaftliche Voraussetzungen

Zu den sprachwissenschaftlichen Voraussetzungen einer Lehre von den liturgischen Text- und Redesorten gehört das Wissen um folgende grundlegende Kategorien:

- die Ritualität des Gottesdienstes,
- die kommunikative Struktur des Gottesdienstes,
- die im Gottesdienst präsenten Sprachformen.

a) Ritualität

Die Liturgie, besonders die der Messfeier, auf die wir uns hier konzentrieren wollen, wird von der Pragmalinguistik, die Sprache als in einen Handlungszusammenhang eingebettet beschreibt, als ein „Großritual“ eingestuft, das sich zunächst einmal durch Komplexität auszeichnet. Das heißt: es umfasst mehrere aufeinander folgende Teilrituale. Als Teilrituale der Messe treten z. B. deutlich die Eröffnung, der Wortgottesdienst, die Eucharistiefeier und der Abschluss hervor. Darüber hinaus bestimmen weitere kommunikative Merkmale den Charakter der Messe bzw. des Gottesdienstes. Es sind dies: die Sakralität, der Feiercharakter, die Gemeinschaftlichkeit, eine Hierarchie durch den der Gemeinde vorstehenden Priester sowie die Öffentlichkeit.¹

b) Kommunikative Grundstruktur

Die kommunikative Grundstruktur des Großrituals Gottesdienst wird durch die am Ritual beteiligten Kommunikanten bestimmt. Im Rahmen der Messfeier handeln sie entweder als Individuum oder als Gruppe, die normalerweise als „die Gemeinde“ bezeichnet wird. Somit konstituieren primär die Kommunikanten „Vorsteher“ (sacerdos) und „Gemeinde“ (populus) die kommunikative Grundstruktur des Gesamtituals. Hinzu können kommen: der Diakon, ein oder mehrere Lektoren, Vorbeter und Kantoren. Sie agieren entweder individuell oder auch als Gruppe.

Das Charakteristikum der Sakralität wird im Wesentlichen durch eine zweite, auf einer höheren Ebene sich abspielende Kommunikation gestiftet: Diese entfaltet sich dadurch, dass Vorsteher und Gemeinde gemeinsam und sichtbar auf der einen Seite mit dem unsichtbaren, aber in Zeichen gegenwärtigen Dreifaltigen Gott „auf der anderen Seite“ reden

^{*} Die folgenden Ausführungen sind Teil eines zusammen mit Winfried Haunerland anlässlich der Tagung der Internationalen Arbeitsgemeinschaft der Liturgischen Kommissionen des deutschen Sprachgebietes (IAG) in Luxemburg am 23. Januar 2002 vorgetragenen Doppelreferats, das den Titel „Sprache und Sprechen im Gottesdienst“ trägt [vgl. auch S. 240–248 in diesem Heft; Anm. d. Red.].

¹ Vgl. A. GREULE, Sprachkultur und Sprachkultivierung in der muttersprachlichen Liturgie. Überlegungen eines Germanisten. In: Gottesdienst – Kirche – Gesellschaft. Hg. H. Becker [u. a.]. St. Ottilien 1991, 137–144, hier 139.

bzw. kommunizieren, was wesentlich in der Textform des Gebetes geschieht, aber auch beim Vorlesen der Heiligen Schrift, worin Gott zum versammelten Volk spricht.

Im christlichen Gottesdienst gehen Sprache und verschiedene nichtsprachliche (nonverbale) Kommunikationsformen eine überaus enge Verbindung ein.² Unter den nonverbalen Kommunikationsformen gilt unser Interesse besonders den sogenannten paraverbalen, die Sprache eng begleitenden kommunikativen Handlungen wie Mimik, Gestik und Akustik (z. B. beim Gesang). Als absolut primär und im Vordergrund stehend muss jedoch die gesprochene Sprache, die voraussetzungsloseste Form der sprachlichen Äußerung, gelten. Die Möglichkeit, dass in der feierlichen Liturgie gesungene Sprache verwendet wird, wird damit nicht ausgeschlossen (s. u. c.5); gesungene Sprache fällt aber nicht mehr in den ausschließlichen Zuständigkeitsbereich des Linguisten.

c) Erscheinungsformen der Sprache im Gottesdienst

Wir müssen fünf Erscheinungsweisen unterscheiden, in denen Sprache im Gottesdienst vorkommt:

1. die Mehrsprachigkeit
2. die Texthaftigkeit
3. die gesprochene Sprache
4. als geschriebene Sprache
5. die gesungene Sprache.

(1) Zur Mehrsprachigkeit:

Seit alters her werden in der römischen Liturgie mehrere Sprachen verwendet. Seit dem Zweiten Vatikanum kann der Gottesdienst ganz in der Volkssprache gefeiert werden.³ Dennoch ist es möglich, dass neben der einen Volkssprache Texte in griechischer und lateinischer, in geringen Spuren auch hebräischer Sprache verwendet werden.⁴

Zu den Volkssprachen, die in der Liturgie gebraucht werden können, äußert sich die neue Übersetzerinstruktion von 2001 wie folgt: Volkssprachen werden definiert als „Sprachen, die das Volk spontan *spricht* [!]“⁵. Ferner unterscheidet sie – etwas ungenau – zwischen „Sprachen“ und „Dialekten“.⁶ Durch die Entscheidung für eine „Sprache“ als Sprache der Liturgie in einem Gebiet und durch die Zurückdrängung von Dialekten in der Liturgie soll „eine gewisse Einheit der Sprache gefördert“ werden.⁷ Unter einer „Sprache“ versteht die *Instructio* vermutlich das, was die Fachwissenschaft als „Standardvarietät einer historischen Einzelsprache“ bezeichnen würde. Dialekte werden zwar nicht in den „vollen liturgischen Gebrauch aufgenommen“, aber sie können – so verstehe ich Nr. 13 der *Instructio* – „gele-

² Vgl. Gestalt des Gottesdienstes. Sprachliche und nichtsprachliche Ausdrucksformen. Mit Beiträgen von R. Berger [u. a.]. Regensburg ²1990 (GDK 3) 50.

³ Vgl. W. HAUNERLAND, *Lingua vernacula*. Zur Sprache der Liturgie nach dem II. Vatikanum. In: LJ 42 (1992) 219–238.

⁴ Vgl. dazu: KONGREGATION FÜR DEN GOTTESDIENST UND DIE SAKRAMENTENORDNUNG, Über den Gebrauch der Volkssprachen bei der Herausgabe der Bücher der Römischen Liturgie. *Liturgiam authenticam*. Fünfte Instruktion „zur ordnungsgemäßen Ausführung der Konstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils über die heilige Liturgie“. In: Not. 28 (2002) 236–295, hier 248, Nr. 23.

⁵ Ebd. 241, Nr. 10.

⁶ Ebd. 242, Nr. 12.

⁷ Ebd.

gentlich, im Allgemeinen Gebet, in Texten, die gesungen vorgetragen werden, in Monitionen oder in Teilen der Homilie gebraucht werden“. Solches könnte man sich – mit Bezug auf die Ausführungen von Elisabeth Hug⁸ – in Gottesdiensten in der deutschsprachigen Schweiz gut vorstellen; Fastnachtspredigten in der Mainzer Stadtmundart habe ich selbst erlebt.

Eindeutig scheint in diesem Zusammenhang zu sein, dass die Volkssprache der Gottesdienste des deutschen Sprachgebietes die deutsche Sprache ist. Auch wenn wir hier einmal davon absehen können, dass die deutsche Standardsprache längst nicht so einheitlich ist, wie allgemein vermutet wird, stoßen wir gerade bei der sprecherischen Gestaltung der liturgischen Texte auf ein Problem: Die deutsche Standardsprache hat ihre relative Einheitlichkeit historisch nämlich nur über die Schriftlichkeit erreicht – was übrigens durch die wichtige Rolle, die die Orthographie spielt, unterstrichen wird, sowie durch die Bezeichnung „deutsche Schrift- oder Literatursprache“. Die Regulierung einer standardsprachlichen Aussprache hat hingegen längst nicht das Niveau der Schriftsprache erreicht. Die Bühneneinheitslautung hat nur mehr den Charakter einer Kunstlautung und entbehrt der Realität im Alltag. Stattdessen sind meist sogenannte regionale Substandards die sprechsprachliche Realität oberhalb der Dialekte. Ein sehr gutes Beispiel dafür bietet ein im Fernsehen gesendeter Gottesdienst mit einem Bischof als Prediger, dessen Sprechsprache einen schwäbischen Substandard aufweist.

(2) Zur Texthaftigkeit:

Im Verlauf des Rituals Messfeier erscheint Sprache in der Form von Texten bzw. als eine Abfolge von Texten, die entweder selbst ein Teilritual konstituieren (z. B. Verlesen des Evangeliums) oder auch ein Ritual begrenzen (z. B. der Grußformel-Dialog oder die Akklamation *Amen*).

Der in der konkreten Messfeier verwendete, vor Beginn der Messe verschriftet vorliegende Text soll *Textexemplar* genannt werden (z. B. das Evangelium der Weihnachtsmesse „Am Tag“ – abgedruckt im Messlektionar). Die sprecherische Realisierung dieses Textexemplars, z. B. durch den Diakon im Pontifikalamt am 25. Dezember 2001 um 9.15 Uhr im Regensburger Dom, soll *Redeexemplar* oder besser *Sprechvortrag* heißen. Im Unterschied dazu nenne ich die gesungene Realisierung eines Textexemplars *Gesangsvortrag*, z. B. der Zwischengesang, der in jenem Pontifikalamt im Regensburger Dom von der dort versammelten Gemeinde gesungen wurde.

Die Fülle der Textexemplare einer einzigen Messfeier würde – genau genommen – ein ad hoc gedrucktes Textheft erfordern; meist werden die Texte aber, sofern sie nicht auswendig bekannt sind, aus verschiedenen Büchern zusammengetragen.

(3) Zur gesprochenen Sprache:

Aus dem bisher Gesagten lässt sich bereits erahnen, dass auch die gesprochene Sprache eine große Formenvielfalt aufweist.⁹ Die Sprachwissenschaft macht von vornherein einen kategorialen Unterschied zwischen „spontanem Sprechen“ und „geplantem Sprechen“. Gesprochene Sprache – im engem Sinne – ist für die Sprachwissenschaft nur das frei formulierte, unvorbereitete, spontane Sprechen. Wir können im Hinblick auf eine liturgische

⁸ Vgl. E. HUG, Reden zu Gott. Überlegungen zur deutschen liturgischen Gebetssprache. Zürich 1985, 66–68.

⁹ Vgl. J. SCHWITALLA, Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung. Berlin 1997.

Sprach- und Sprechlehre aber schon hier festhalten, dass es das spontane, völlig unvorbereitete Sprechen im Gottesdienst eigentlich nicht gibt. Dies hängt zusammen mit der Ritualität, der Sakralität und den thematischen Vorgaben, vielleicht auch mit der Öffentlichkeit des Gottesdienstes.

Somit ist der Gottesdienst hinsichtlich der in ihm gesprochenen Sprache durch die Geplantheit der Sprache gekennzeichnet. Das heißt: Normalerweise sind die Formulierungen vorausgeplant und werden nach einem vorher festgelegten, vorformulierten Text nachgesprochen. Das Nachsprechen kann bei regelmäßig wiederkehrenden Texten auswendig geschehen; bei Eigentexten geschieht es aber durch Ablesen. Doch erfasst diese Sichtweise noch nicht ganz die Möglichkeiten des geplanten Sprechens im Gottesdienst. Die Einführung in die Messfeier kann nämlich durch den Vorsteher oder einen von ihm Beauftragten frei, aber geplant vorgetragen werden, das heißt: der Vorsteher überlegt sich vor der Feier inhaltlich, was er sagen will, liest jedoch – nach dem Kreuzzeichen mit der Begleitformel – nicht einen festgelegten Text vor. Ähnliches dürfte für die Monitionen und die Predigt, die im Vergleich allerdings ein Langtext ist, gelten.

Abgesehen von der Prosodie – also abgesehen von Akzentuierung, Intonation, Sprechrhythmus usw. –, deren Regeln die Sprecher und Sprecherinnen am Altar und am Ambo kennen und umsetzen sollten, gegen die aber nachweisbar oft und immer wieder verstoßen wird, sind für die gesprochene Sprache auch die Kategorien der Monologizität und der Dialogizität wichtig. (Auf die Prosodie als markantes Kennzeichen gesprochener Sprache gehe ich weiter unten unter Punkt 3 ausführlich ein.)

Monologisches Sprechen meint in unserem Zusammenhang, dass der Sprecher im Verlauf einer Sprechsorte derselbe bleibt; die Kommunikationspartner sind in diesem Fall auf die Rolle der Zuhörer festgelegt. Im Unterschied dazu finden bei einer dialogischen Sprechsorte – im Vollzug der Sprechsorte – ein oder mehrere Sprecherwechsel statt. Textsorten wie Lesungen und Evangelium werden aber nicht dadurch dialogisch, dass die Gemeinde durch eine Akklamation „antwortet“. Akklamationen sind – wie wir noch sehen werden – eine eigene Redesorte. Aber nicht nur der Vorsteher sowie Lektoren und Lektorinnen sprechen als Individuen monologisch, sondern auch die Gemeinde als Großgruppe tut dies, z. B. beim Allgemeinen Schuldkenntnis, beim Glaubensbekenntnis oder den Akklamationen. Sobald die Lektoren und die Vorsteher, z. B. bei einer Konzelebration, eine Kleingruppe bilden, können auch sie dialogisch agieren, z. B. bei der Lesung der Leidensgeschichte. Darüber hinaus kann auch die Gemeinde als Großgruppe, wenn sie etwa beim Rezitieren der Psalmen in zwei Gruppen unterteilt wird, dialogisch agieren.

(4) Zur geschriebenen Sprache:

Abgesehen davon, dass die geschriebene Sprache – aufgezeichnet in Lektionaren und vor allem in Evangeliaren – als Wort Gottes in der Liturgie unmittelbar präsent ist (ich erinnere an die Prozession mit dem Evangelienbuch), ist sie die Sprachform der liturgischen Textemplare, die in erster Linie natürlich im Messbuch zusammengefasst sind. Ferner existiert geschriebene Sprache – mehr als Hilfsmittel – in Gestalt von Fürbittvorlagen, Predigtvorlagen und Ähnlichem. – Zur konzeptionellen Gestaltung der Druckvorlagen, s. u.

(5) Zur gesungenen Sprache:

Der Gesang im Gottesdienst soll uns hier nur insofern interessieren, als es Textsorten gibt, die primär in gesungener Weise in der Liturgie realisiert werden. Die Gruppe dieser Text-

sorten fassen Balthasar Fischer und Helmut Hücke geschickt unter der Bezeichnung „poetische Formen“ zusammen.¹⁰ Hierunter fallen: die Psalmen und Cantica, die Antiphonen (also Eröffnungsvers, Kommunionvers, Gesang zur Gabenbereitung), die Hymnen (Gloria, Te Deum) und die Sequenzen. Diese als „poetisch“ apostrophierten Textsorten sind für uns hier aber dann von Bedeutung, wenn sie – aus welchen Gründen auch immer – in einer Feier nicht gesungen, sondern gesprochen wiedergegeben werden. Man sollte dann erwarten, dass zumindest der individuelle Sprecher diese Texte durch eine der Poetizität angemessene Sprechweise wiedergibt und sprecherisch anders gestaltet als etwa eine Lesung. In Ermangelung eines treffenderen Terminus verwende ich für diese Art der sprecherischen Wiedergabe den Terminus „rezitieren“.

2. Text- bzw. Redesorten der Liturgie

In einem zweiten Schritt wollen wir versuchen, die Texte, die in der Liturgie, besonders in der Messliturgie, verwendet werden, zu Textsorten bzw. Redesorten zusammenzufassen. Dadurch soll nicht nur ein Überblick über die Fülle und Vielfaltigkeit des Textmaterials verschafft werden, sondern es ist in einem letzten Schritt auch darauf zu achten, dass unterschiedliche Textsorten auch eine unterschiedliche sprecherische Gestaltung erfordern.

Der Begriff der „Text“sorte ist ursprünglich verbunden mit der Klassifikation von sprachlichen Erscheinungsformen nur in geschriebener Sprache und der Möglichkeit, die Texte durch visuelle Signale (z. B. Überschrift, Initiale u. ä.) abzugrenzen. *Redesorte* meint hingegen, dass es Textsorten gibt, die zwar verschriftet sind, aber primär durch Sprechsprache wiedergegeben werden. Das dabei in der Liturgie auftretende Problem, dass ursprünglich schriftlich konzipierte Texte gesprochen wiedergegeben werden sollen, wird beispielsweise besonders deutlich bei den Apostelbriefen, die als Briefe in geschriebener Sprache konzipiert sind, aber vorgelesen werden sollen; dieses Dilemma wird auch durch die deutsche Übersetzung nicht gelöst. (Der Einwand, dass die Apostelbriefe zumindest teilweise für das Vorlesen konzipiert wurden [vgl. Kol 4,16], greift nicht, und zwar deshalb nicht, weil die Rezeptionsbedingungen vor 2000 Jahren sicherlich nicht die gleichen waren, wie heute – in einer „Augengesellschaft“.)

a) Klassifikation nach der Grundfunktion des Textes

Die Linguistik schlägt sich schon lange mit dem Problem der Klassifikation von Texten herum. Eine Gliederung des gewaltigen Textkosmos in einer Sprache wie der deutschen nach nur einem Kriterium wird es – nach allem, was wir bislang wissen – höchstwahrscheinlich nie geben. Dies gilt auch für die begrenzte Menge der liturgischen Text- und Redesorten. Jedoch kann die Klassifikation der Texte nach ihrer Grundfunktion für eine erste, grobe Orientierung dienen.¹¹ Demnach gibt es fünf Klassen von Textsorten, und zwar:

1. Texte, deren Grundfunktion die *Information* ist (z. B. die Nachricht in Zeitung, Hörfunk oder Fernsehen). *Information* wird hier im Sinne der reinen Weitergabe von Wissen verstanden.

¹⁰ Vgl. Gestalt des Gottesdienstes (s. Anm. 2) 180–219.

¹¹ Vgl. K. BRINKER, Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Berlin 1985, 98–113.

2. Texte, deren Grundfunktion der *Appell* ist, d. h. der *Appell* im Sinne der Aufforderung, eine bestimmte Einstellung einzunehmen oder eine bestimmte Handlung zu vollziehen (z. B. Werbeanzeige, Bittschrift, Gebrauchsanleitung),
3. Texte, deren Grundfunktion die *Obligation*/Verpflichtung ist (z. B. Gelübde, Gelöbnis, Vertrag),
4. Texte, deren Grundfunktion die Herstellung und Erhaltung des *persönlichen Kontaktes* ist (z. B. Kontaktbrief, Gratulation, Kondolenz),
5. Texte, deren Grundfunktion die *Deklaration* ist, d. h. durch deren Äußerung eine neue Realität geschaffen wird (z. B. Ernennungsurkunde, Testament, Vollmacht).

Zu diesen Grundfunktionen können andere Textfunktionen oder bewertende Sprechereinstellungen hinzukommen, wodurch eine feinere Textklassifikation möglich wird. Statt von Grundfunktionen zu sprechen, können wird auch – im Sinne der Textklassifikation – von Primärfunktion reden, der sich dann eine oder mehrere Sekundärfunktionen unter- oder zuordnen lassen. Hierzu liegen aber, soweit mir bekannt, noch keine Untersuchungen vor.

Wir wollen nun einmal testen, wieweit die linguistische Klassifikation nach den Textfunktionen auch die liturgischen Texte zu gliedern vermag.

Zu 1: Balthasar Fischer fasst Schriftlesung, Predigt, Monitionen, Begleitworte und „sakramentale Formeln“ unter dem Terminus „Verkündigung“ zusammen.¹² Abgesehen von den „sakramentalen Formeln“ ist die Grundfunktion dieser Text- oder Redesorten sicherlich die der *Information*, der Weitergabe von Wissen im weitesten Sinn. Allerdings ist diese Grundfunktion zumindest begleitet von einer positiv bewertenden Einstellung des Sprechers. Nichts könnte die Funktion von Schriftlesung und Predigt besser beschreiben als die Übersetzung des Wortes *Evangelium* mit „die gute Nachricht“. – Um Schriftlesung und Predigt zu differenzieren, müsste man bei der Redesorte Predigt die Grundfunktion *Information* spezifizieren durch den Modus, dass die Schrift nicht einfach wiedergegeben wird, sondern ausgelegt und erklärt wird – mit entsprechenden Konsequenzen für die sprecherische Umsetzung einer Predigt. – Unbestrittenermaßen bin ich hier mit den Möglichkeiten linguistischer Textklassifikation am Ende. Es wird hier nötig sein, dass die Theologen selbst weiter spezifizieren und das Besondere von Schriftlesung und Predigt herausarbeiten – möglicherweise mit der Behauptung, dass sich durch diese Textsorten am Hörer etwas vollzieht, und mit der Konsequenz, dass damit – im linguistischen Verständnis – eine Textsortenvermischung von Informations- und Deklarationstexten vorliegt.

Zu 2: Die vielfältigen Gebetsformen der Liturgie¹³ sind bezüglich ihrer Grundfunktion in den meisten Fällen leicht an dem performativen Verbum *bitten* erkennbar. (Performative Verben benennen die textuelle Funktion direkt im Text, wie z. B. *befehlen* oder *schwören*.) Bitten und beten sind – sofern *beten* im etymologischen Sinn als intensives Bitten verstanden wird – unbestrittenermaßen appellative Grundfunktionen von Texten. Das Besondere der Redesorte Gebet ist – gegenüber anderen „weltlichen“ appellativen Textsorten – der Rezipient, nämlich Gott, und die glaubend-vertrauende Einstellung des Betenden. – Auf die zahlreichen Subsorten der Redesorte Gebet wie Orationen, Segensgebete u. a. gehe ich nicht ein. Nur zum Eucharistischen Hochgebet als dem höchstwertigen Gebet muss gesagt werden, dass es ein eigenes Teilritual umfasst, in das auch nicht appellative Redesorten

¹² Gestalt des Gottesdienstes (s. Anm. 2) 77–96.

¹³ Ebd. 97–130.

eingebettet sind; ich erinnere nur an Präfation („danken und Preisen“, Sanctus, Gedächtnis der Heiligen („gedenken wir“), Einsetzungsbericht, Akklamation und Doxologie.

Zu 3: Interessanterweise finden sich Texte mit Obligationsfunktion in der Liturgie nur selten, in der Messfeier gar nicht. Das einzige allgemein bekannte liturgische Textformular ist das Taufgelöbnis in der Osternacht und bei der Taufe. (Anmerkung: In der Diskussion des Referats machte Reinhard Meßner, Innsbruck, allerdings darauf aufmerksam, dass bei den Akklamationen eine Obligationsfunktion vorliege.)

Zu 4: Texte, deren Grundfunktion in der Herstellung bzw. Erhaltung des Kontaktes der Kommunikanten untereinander besteht, weist die Messe als Großritual mehrere auf. Es handelt sich sowohl um die dialogischen Gruß- und Entlassungsformeln als auch um die Akklamationen der Gemeinde (Amen, Halleluja, Kyrie, Laus tibi), die ihrem Inhalt nach die Zustimmung der Gemeinde zur Rede des Vorstehers oder des Lektors bestätigen. Da sich die Kontakterhaltung in einer Feier mehrfach wiederholt und in jeder Feier neu ausgedrückt wird, verwundert es nicht, dass sich – wie im alltäglichen Leben – auch in der Liturgie Formeln ausgebildet haben. Kennzeichen der Formel ist ihre Kürze und die gleichbleibende, leicht merkbare Formulierung.

Zu 5: Auch deklarative Texte, deren Grundfunktion darin besteht, dass durch die sprecherische Realisierung eine neue Realität geschaffen wird, kennt die Liturgie. In erster Linie gehören hierher die bekannten Bekenntnis-Texte wie das Confiteor und das Credo. Darüber hinaus handelt es sich um die sogenannten „sakramentalen Formeln“ wie „ich spreche dich los“, „ich taufe dich“. Das Handbuch der Liturgiewissenschaft selbst¹⁴ bezeichnet die „sakramentalen Formeln“ als deklarative Formeln. Sind „sakramentale Formeln“ in ein Gebet integriert, dann wird man sie nicht als eigenständigen Text, sondern als Teil- oder Subtexte bewerten.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Textklassifikation nach der Textfunktion auch für die liturgischen Texte zumindest eine grobe erste Klassifikation ermöglicht. Um allerdings den liturgischen Redesorten voll gerecht zu werden, bedarf es im Einzelfall weiterer theologischer Spezifikationen, die z. B. ganz entscheidend mit der Sprecher-Einstellung und ihrem sprecherischen Ausdruck zu tun haben.

b) Andere Klassifikationsmöglichkeiten

Außer der in der Linguistik gängigen Klassifikation nach der Grundfunktion können die Redesorten des Gottesdienstes auch nach anderen – bereits erwähnten – Kriterien subklassifiziert werden, die ich – um der Rekapitulation willen – hier noch einmal zusammenstelle.

1. Handelt es sich um kurze oder lange Texte (z. B. Einführung versus Predigt)?
2. Handelt es sich um dialogische oder monologische Texte (z. B. Grußformel versus Akklamation)?
3. Sind die Texte ritual-konstituierend oder ritual-strukturierend (z. B. Evangelium versus Grußformel)?
4. Handelt es sich um Eigentexte oder um regelmäßig wiederkehrende Texte (z. B. Schriftlesung versus Credo)?
5. Sind die Texte primär zur Wiedergabe durch Gesang oder primär zur Wiedergabe durch Sprechen geeignet (z. B. Halleluja versus Schriftlesung)?

¹⁴ Vgl. Gestalt des Gottesdienstes (s. Anm. 2) 95f.

6. Betrifft die Herkunft bzw. Verfasserschaft der Texte: stammen die Textexemplare aus der Schrift, aus dem Messbuch oder sind sie durch ein Team ad hoc formuliert (wie oft bei den Fürbitten und leider manchmal auch Tages- und Schlussgebet)?

Die Klassifikation der liturgischen Texte verschafft uns einerseits eine willkommene Übersicht über den bewundernswerten sprachlichen Reichtum der Liturgie. Andererseits sollte die Übersicht aber auch zur Erkenntnis führen, dass die Textvielfalt eine entsprechende differenzierte sprechsprachliche Realisierung erfordert.

3. *Sprachkultur in der muttersprachlichen Liturgie*

Dem liturgischen Feierritual sollte immer eine kultivierte Sprache entsprechen. Dieser Satz gilt ganz besonders, seitdem die Volkssprache in der Liturgie verwendet wird und eine größere Nähe der Menschen zum liturgischen Geschehen möglich macht.

Welche Kriterien müssen erfüllt sein, damit einem Gottesdienst Sprachkultur zugesprochen werden kann?

Ich konzentriere mich bei der Beantwortung dieser Frage auf die am Altar, im Altarraum oder am Ambo Agierenden, berücksichtige also die Gemeinde nicht. Das soll aber nicht heißen, dass die Gemeinde nicht auch zur Sprachkultur des Gottesdienstes beiträgt und nicht auch in die liturgische Sprachkultivierung einbezogen werden soll.

Die wichtigsten Aktionen, die notwendig sind, um eine gottesdienstliche Feier durch Sprachkultur auszuzeichnen, fallen in zwei Phasen auseinander:

1. in die Phase der Vorbereitung
und
2. in die Phase der Umsetzung.

Die Phase der Vorbereitung ist im Wesentlichen durch die Schriftlichkeit geprägt; die Phase der Umsetzung durch die Mündlichkeit.

Zu 1: Die Voraussetzung, dass die im Gottesdienst gesprochene Sprache sprachkulturellen Anforderungen entspricht, ist die konzeptionelle und visuelle Aufbereitung der Textexemplare z. B. im Messbuch, die zu einer guten sprecherischen Umsetzung der Texte – durch Textformulierung, -aufteilung und Interpunktion hinführen sollen. Auf das Dilemma von sprecherischer Wiedergabe bei schriftlich konzipierten Texten bei den Lesungen habe ich bereits hingewiesen.

Zu 2: a) Die liturgischen Redesorten verlangen nicht nur eine adäquate textliche Gestaltung, sondern sie setzen auch sprecherisches Wissen und Können voraus. Hierzu gehört in erster Linie die Kenntnis der Prosodie.¹⁵ Die Prosodie ist ein überaus komplexes System aus mehreren Aktionen, die beim Sprechen nicht voneinander getrennt werden können. Theoretisch gehören dazu: die Akzentuierung im Wort und im Satz, die wesentlich zur Fokussierung (Heraushebung von Inhalten) beiträgt; der Rhythmus, d. h. der Wechsel von betonten und unbetonten Silben; der Tonhöhenverlauf (Intonation); die Sprechgeschwindigkeit; Lautstärke, Pausensetzung; die emotionale Klangfärbung. All dies trägt dazu bei, dass das liturgische Hören und das Verstehen erleichtert werden.

b) Aber nicht genug damit! Wie ich eingangs schon ausgeführt habe, kommen zur Prosodie noch die verschiedenen Möglichkeiten des im Deutschen vorhandenen Sprachkontinuums hinzu: Bei der sprecherischen Wiedergabe der Textsorten wird man z. B. beim Hoch-

¹⁵ Vgl. Schwitalla (s. Anm. 9) 141–167.

gebet die Hochlautung erwarten; bei Begrüßung oder Predigt kann der Vorsteher auf dialektal gefärbte, Individualität und Herkunft heraushebende Aussprache zurückgreifen.

c) Primär zu singende Text („poetische Formen“ wie die Psalmen) sind, wenn sie gesprochen werden, anders wiederzugeben als z. B. Schriftlesungen. Die prosodische Umsetzung der Sprechereinstellung scheint mir – bei aller Ähnlichkeit – den Unterschied zwischen Lektor und Schauspieler auszumachen.

d) Schließlich dürfen wir nicht vergessen, dass das Sprechen – ob wir wollen oder nicht – mit paraverbalen (das Sprechen begleitender) Mimik, Gestik und Augenbewegung verbunden ist. Sie müssen – kontrolliert – der Sprechsorte, ihrer Funktion und ihrem Inhalt entsprechend eingesetzt werden.

Da die Realisierung all dieser Anforderungen niemandem in den Schoß fällt, muss alles – im Rahmen einer liturgischen Sprachkultivierung – gelernt und eingeübt werden.